



# Das Unvorstellbare

Muslimische Flüchtlinge sind zusammen mit Juden aus Deutschland nach Auschwitz gereist. Dort haben sie die KZ-Gedenkstätte besucht – um die deutsche Geschichte zu verstehen und ein Zeichen gegen Antisemitismus zu setzen

VON PHILIPP FRITZ

AUS KRAKAU

Im Schatten der Mordfabrik, des Unbegreiflichen, bekommt alles Alltägliche einen eigentümlichen, mitunter absurden Charakter: Da ist am Straßenrand das Werbeplakat für Brautmode, etwas weiter auf einem Feld steht ein anderes für das weltgrößte bewegliche Dinosauriermodell und schließlich stadteinwärts die Waschanlage, auf deren Außenwänden auf Polnisch zu lesen ist: „niemiecka technologia“, also „deutsche Technologie“. Der Bus fährt an allem vorbei, er fährt nach Auschwitz.

23 junge Erwachsene, zu etwa gleichen Teilen Juden und muslimische Flüchtlinge, sitzen in dem Bus, sie besuchen gemeinsam die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau, das ehemalige deutsche Konzentrations- und Vernichtungslager. Eine solche Gruppe gab es dort noch nie: Mädchen mit Kopftüchern, Jungen mit Kippot, den traditionellen jüdischen Kopfbedeckungen, und sie alle sprechen deutsch miteinander. Es ist der Versuch, sich an einem so schrecklichen Ort näherzukommen, und es soll ein Zeichen gegen Rassismus und Antisemitismus sein. Die Erwartungen sind hoch – zu hoch? Kann diese fünftä-

gige Reise all das erfüllen?

Die Gruppe ist in Birkenau angekommen, Auschwitz II. Hinter ihr steht das bekannte steinerne Torhaus. „Das kenne ich aus Filmen“, sagt einer der Muslime. Es sind 32 Grad, es gibt nur wenig Schatten. Mit den anderen zusammen wartet er in der sengenden Hitze auf die zwei polnischen Mitarbeiterinnen der Gedenkstätte, die die Gruppe an diesem Tag zu den Baracken, über das Feld entlang der Schienen und schließlich zu den Ruinen eines Krematoriums führen werden. Noch wird überall lebhaft durcheinandergeredet.

Als sie in der ersten Baracke ankommen, dominiert schnell Fassungslosigkeit. Stille. Die Führerin erzählt von den Zuständen, die dort geherrscht haben: Hunderte von Menschen, eingepfercht wie Tiere, bittere Kälte, unerträgliche Hitze, Krankheit und Tod. Die Juden kennen die Details aus dem Schulunterricht, vor allem aber aus ihren Familien, viele haben Vorfahren, die in der Schoah ermordet wurden. Sie nicken wissend. Mit dem muslimischen Teil der Gruppe verhält es sich anders. Einige der Flüchtlinge hören zum ersten Mal in ihrem Leben etwas über die Besetzung Polens, die Terrorherrschaft der Deutschen; auch war ihnen das tatsächliche Ausmaß des Völ-

kermords unbekannt. „So viele“, sagen sie immer wieder erstaunt. Hinzu kommt, dass die meisten von ihnen Wörter wie „Appell“, „Krematorium“ oder „Latrine“ nicht kennen, so gut ihre Deutschkenntnisse auch sein mögen.

„Entschuldigung, aber ich muss fragen“, sagt Amro in der zweiten Baracke und wendet sich der Führerin zu. Der 24-jährige Syrer, der seinen vollen Namen nicht nennen möchte, lebt seit drei Jahren in Deutschland und studiert Architektur in Erfurt. Er ist besonders engagiert, fragt häufig nach. Immer ist er möglichst nah an der Führerin, geht der Gruppe voran. „Das ist jetzt ein bisschen komisch, aber wenn sie auf der Toilette waren, wie haben sie sich sauber gemacht?“ Amro steht neben einem langen Betonblock mit etwa 180 Löchern sehr dicht beieinander. „Sie haben sich nicht sauber gemacht“, antwortet die Mitarbeiterin der Gedenkstätte knapp. „Das war egal.“ Amro sieht zu Boden, er schüttelt den Kopf. Als er rausgeht, sagt er: „So behandelt man nicht mal Tiere.“

Die Idee, junge Flüchtlinge mit einer solchen Reise für deutsche Geschichte und das besondere deutsch-jüdische Verhältnis zu sensibilisieren, stammt von Mitgliedern der Union Progressiver Juden und dem Zentralrat der Muslime in Deutschland. Der Potsdamer Rabbiner und Rektor des Abraham-Geiger-Kollegs Walter Homolka und der Zentralratspräsident Aiman Mazyek, die sich kennen und schätzen, haben sich persönlich für die Reise eingesetzt. Auch Politiker unterstützen das Projekt, die Ministerpräsidenten Schleswig-Holsteins und Thüringens, Daniel Günther und Bodo Ramelow, nehmen an einer Gedenkveranstaltung teil. Viele der Teilnehmer kommen aus diesen beiden Bundesländern.

Natürlich ist die Reise auch eine Reaktion auf jüngste antisemitische Vorfälle in Deutschland. Der bekannteste war der eines jungen Syrers, der im April im

Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg auf offener Straße einen jungen arabischen Israeli mit Kippa mit einem Gürtel angriff und dabei „Jehudi“ rief, Arabisch für: Jude. Spätestens da war Antisemitismus unter muslimischen Flüchtlingen ein Debattenthema geworden.

„Natürlich weiß ich, dass in der Flüchtlings-Community Antisemitismus ein Problem ist“, sagt Dan Rattan. Als Jude sei er bisher aber noch nie von Muslimen angegangen worden, sondern „immer aus der deutschen Mehrheitsgesellschaft – das will ich betonen“, schiebt er hinterher. Rattan, 26 Jahre alt, Student aus Passau, sitzt auf einer Holzbank vor der Unterkunft der Gruppe. Das Zentrum für Dialog und Gebet ist eine katholischen Einrichtung in der Nähe der Lagermauern in Oświęcim, wie die Stadt Auschwitz auf Polnisch heißt. Rattan, Sohn eines israelischen Vaters und einer deutschen Mutter, ist Reiseteilnehmer, zugleich aber auch im Vorstand der Union Progressiver Juden. Ein langer, schlaksiger Typ, schwarzes Haar, unrasiert. „Ich weiß, ich könnte auch als Araber durchgehen“, sagt er, lacht und spielt etwas nervös an seiner Kippa rum.

Rattan ist sichtlich darum bemüht, dass während der Reise alle mit allen reden und sich nicht etwa zwei Gruppen bilden, eine jüdische und eine muslimische. Er selbst geht auf jeden zu, mit dem Syrer Amro versteht er sich prächtig. Ohnehin ist die Stimmung in der Unterkunft eher gelöst. Ein Hauch von Klassenfahrt. So schwer das Thema Auschwitz auf den Reisenden lasten mag, sie reden auch über die Dinge miteinander, über die junge Leute eben so reden: Netflix-Serien, Beyoncé, blöde Studienerfahrungen.

Muslimischer Antisemitismus kommt nicht offen zur Sprache. Bis nach Mitternacht sitzen Rattan und Amro beisammen, sie reden, trinken Bier und Fanta. Ein Moment jüdisch-muslimischer Entspannung, ausgerechnet vor den Toren eines deutschen Vernichtungslagers.

„Das Ganze hier ist ja auch gedacht als Zeichen, dass der Dialog klappen kann“, sagt Rattan. „Es ist eine Unterstellung, dass Muslime grundsätzlich ein Problem mit Juden haben.“ Er gestikuliert viel, wird lauter. „Das zu behaupten

wäre ein Schlag ins Gesicht der muslimischen Teilnehmer.“

Dass erklärte Judenfeinde auf eine solche Reise erst gar nicht mitkommen würden, davon ist auszugehen, genauso wenig wie Islamfeinde. Die Flüchtlinge, die dabei sind, wirken allesamt neugierig, respektvoll und eben auch bestrebt, in Deutschland anzukommen, mit allem, was zu diesem Deutschland gehört. Sie sprechen Deutsch, studieren oder engagieren sich ehrenamtlich. Trotzdem – oder gerade darum? – hat für die Muslime diese eigens für sie organisierte Reise einen paternalistischen Beigeschmack. Das steckt einfach in der Idee, es ist zu deutlich, wer hier was zu lernen hat. Schließlich sind es keine Protestanten oder Buddhisten, die mit Juden diese Reise nach Auschwitz absolvieren. Auch ist die Gruppe nicht ausgeglichen, das kann sie gar nicht sein. Auschwitz ist zu gewaltig, jüdische Geschichte und Tradition sind gerade in Polen zu präsent.

Schon am ersten Tag, vor dem Besuch von Birkenau, wird das deutlich. Die Gruppe besichtigt Kazimierz, das alte jüdische Viertel in Krakau, bloß eine Stunde Busfahrt von Auschwitz entfernt. Sieben Synagogen gibt es dort, vier davon werden noch genutzt. Die jungen Erwachsenen bestaunen die herausgeputzte Tempelsynagoge und bekommen einen Vortrag im Jüdischen Gemeindezentrum serviert, spazieren vorbei an jüdischen Läden und Restaurants, die ostjüdische Küche anbieten, wenn auch nicht koscher.

Und weil die Reise das gegenseitige Kennenlernen zum Ziel hat, geht es anschließend zur Krakauer Islamgemeinde. Ihre einzige Moschee liegt im Norden der Stadt im Keller eines Wohnhauses. Der eigens aus Katowice angereiste Imam empfängt alle freundlich und erzählt über das Leben der wenigen Muslime in der Stadt. Dann knien die Flüchtlinge zum Gebet nieder, die jüdischen Teilnehmer warten still.

Einige Muslime in der Gruppe haben den Eindruck, dass die Juden sich nicht für ihren Glauben interessierten. Denn Fragen dazu hätten sie keine gestellt. Als man abends in der Unterkunft beisammensitzt, ist es Amro, der das etwas enttäuscht vorbringt. Später, in kleinerer

Runde, fragt einer der Muslime laut, warum denn über etwas geredet werde, das so viele Jahrzehnte zurückliege, während der Diktator Assad doch jetzt immer wieder Fassbomben auf sein eigenes Volk werfen lasse.

Am nächsten Tag in Birkenau endet die Führung an der Krematoriumsruine hinter den Baracken. Die Deutschen hatten während ihres Rückzugs vor der Roten Armee versucht, Beweise für den Völkermord zu vernichten und Gebäude gesprengt. Hier an der Ruine soll nun gebetet und innegehalten werden. Zwei Kerzen werden angezündet, und die Muslime beginnen, die Al-Fatiha zu beten, die erste Sure des Korans. Es hat angefangen zu nieseln, weit und breit nichts, um sich unterzustellen. Die Kerzen brennen weiter.

Nun stimmen die Juden das Kaddisch an, das Totengebet. Eine Dame aus dem Vorstand der Union Progressiver Juden singt, so schön, so traurig, Tränen fließen den jungen Leuten die Wangen herab. Touristen nähern sich der Gruppe, machen Fotos, bleiben stehen. Aber niemand aus der Gruppe dreht sich um, die Juden und Muslime aus Deutschland sind ganz bei sich, alle zusammen. Zwanzig Minuten bleiben sie auf den Treppen sitzen, einige gehen auf Distanz, wo es geboten ist, andere spenden Trost, wo er benötigt wird. Respektvoller können Menschen miteinander nicht umgehen. Aus dem großen Anspruch, der in manchen Momenten übermächtig auf der Reise lasten mag, werden Gefühle, wird gegenseitiges Verständnis.

Jedenfalls in diesem Moment, hier, an der Krematoriumsruine.

Auch Amro ist berührt und schockiert ob der Verbrechen, die an diesem Ort begangen wurden. Dass ihm selbst Leid zugefügt wurde, könnte ihn einfühlsamer gemacht haben für das Leid anderer, vermutet er. Vor seiner Flucht aus Syrien arbeitete er in der Türkei, um sich sein Studium in Damaskus zu finanzieren. Eines Tages, erzählt er, sei er von der Geheimpolizei des Assad-Regimes aus der Uni geholt, in einen Keller geworfen und misshandelt worden. Als er freikam, begriff sein Vater, dass der Sohn das Land verlassen müsse. Er leitete seine Ausreise in die

Wege, Amro floh in die Türkei. Seine Eltern sammelten Geld, sodass er nach acht Monaten weiter nach Griechenland, Serbien, Ungarn und schließlich nach Deutschland konnte. Er habe Leichen gesehen an der Küste von Lesbos. „Grausam“, sagt Amro. Seine Augen sind feucht, er zittert, beherrscht sich aber, holt tief Luft und spricht ruhig weiter. „Deutschland ist meine zweite Heimat geworden“, sagt er und lächelt.

„Was haben die Menschen, die aus Syrien geflüchtet sind, über Juden oder die Schoah gelernt?“, fragt Irith Michelsohn, 65 Jahre alt, Generalsekretärin der Union Progressiver Juden und eine Art warmherzige und resolute Reisemutter, nach dem Besuch in Birkenau. Eine rhetorische Frage, deren Antwort sie gleich mitliefert. „Die haben gelernt, dass wir Juden ins Meer gehören, dass der Staat Israel vernichtet gehört“, sagt sie. „Deswegen müssen wir jetzt auch Wissen vermitteln darüber, was

Deutschland war, damit wir alle in Zukunft in einem friedlichen Deutschland zusammenleben können.“

Am Abend, während der täglichen Feedback-Runde in der Unterkunft, machen alle einen gelösten Eindruck. Das Pflichtprogramm ist vorüber. Amro tuschelt mit seiner Sitznachbarin, einer Jüdin. Michelsohn, die sich die Kritik vom Vortag zu Herzen genommen hat, ruft ihm durch den Raum zu: „Schön, dass es nun besser läuft. Aber ihr beide habt euch ja auch die ganze Nacht unterhalten, dann muss es ja gut sein.“ Amro versucht, in seinen Stuhl hineinzukriechen.

Nach fünf Tagen fährt Amro zurück nach Erfurt und der jüdische Student Dan Rattan heim nach Passau. Ob – und wenn ja, wie – das Projekt weitergeführt wird, ist unklar. „Aber erst mal sind Juden und muslimische Flüchtlinge aus Deutschland sich nähergekommen“, sagt Rattan. Dass so etwas im Schatten von Auschwitz möglich ist, ist mindestens ein kleines Wunder.